

Teil I

Die Kunst des Schreibens beginnt für mich mit Schreiben, lange bevor sie Kunst wird. Sie beginnt für mich mit der Frage, weshalb ich schreibe. Warum sitze ich an meinem Schreibtisch und formuliere Sätze, wenn ich stattdessen auf einer Blumenwiese herumhüpfen, Buttercremetorte essen oder auf der Couch liegen und mir lustige YouTube-Videos anschauen könnte? Weil so fing das Schreiben an: in der Freizeit, es war ja noch lange kein Beruf, mit dem ich Geld verdienen musste, durfte. Papier ist geduldig, heißt es, man kann immer schreiben, und wenn man es nicht heute tut, dann morgen oder übermorgen oder übernächste Woche und am Ende wird man vielleicht nie geschrieben haben. Papier ist unendlich geduldig, aber ungeduldig war das, was aus mir heraus und hinauf aufs Papier wollte. Wieso? Woher dieser Drang?

Kleine Korrektur: Als ich anfang zu schreiben – »schreiben« im weitesten Sinne –, also in den frühen Neunzigern, gab es noch kein YouTube, aber es gab MTV, und ich hätte meine Tage sehr gut mit Musikvideos

füllen können. Das habe ich manchmal auch. Aber an manchen Tagen wollte ich mehr vom Leben. Ich wusste nicht genau was, aber ich wollte mehr. An diesen Tagen fühlte ich mich auf kribbelige Weise bedeutsam. Ich spürte, dass da etwas in mir war, das hinaus wollte. Es hatte etwas Unbändiges, und ich suchte nach Möglichkeiten, dieses Etwas zu veräußern.

Das fing an, da war ich etwa dreizehn, vierzehn. Obwohl ich schon wusste, dass das Schreiben ein guter Weg für mich war, stand am Ende des Tages nicht immer ein fertiger Text, eher selten sogar. Oft genug endeten diese bedeutsamen Tage doch wieder auf der Couch mit MTV, Chips und Nutella-Bananen-Toasts und einer ordentlichen Portion Frust, denn ich hatte das Gefühl, meine bedeutsame Zeit vergeudet zu haben. Tatsächlich dachte ich, meine Zeit vergoldet zu haben, denn lange, sehr lange, vielleicht bis Anfang 20, verstand ich das Wort »vergeuden« nicht richtig und dachte, es hieße »vergolden«. Das machte zwar keinen Sinn, es sei denn, man lebte in einer Welt, in der Müßiggang als etwas Wertvolles angesehen wurde. In dieser Welt lebte ich definitiv nicht, aber ich dachte, es stammte vielleicht aus einer anderen Epoche, jedenfalls hielt ich diesen Widerspruch aus. Ich war Widersprüchlichkeiten gewöhnt und nahm sie hin.

Sorgenvoll fragte ich mich damals, ob ich es in Zukunft schaffen würde, meine Zeit nicht vor dem Fernseher zu vergeuden, sondern sie zu nutzen. Denn davon hing mein Glück ab, dachte ich. Ahnte ich. Wusste ich.

Zu der Zeit lebte ich nach Stationen in Köln und im Westerwald in Bad Ems. Ich ging auf das Gymnasium, auf das schon Botho Strauß gegangen war, und auch ich musste dringend dort weg, um zu meiner Bestimmung finden zu können. Um frei genug zu sein, frei von dem zum Beispiel, was meine Mitschüler*innen, Lehrer*innen, Nachbar*innen in mir sahen. Ich unterstelle meinen Mitmenschen in der rheinland-pfälzischen Kleinstadt Mitte der neunziger Jahre, dass sie in mir vor allem die Quotenausländerin am Gymnasium sahen, deren Mutter einen Imbiss betrieb, in dem sie oft aushalf, weil das unter Ausländern nun mal so ist – dass die Tochter es aufs Gymnasium geschafft hatte, belegte für viele vermutlich willkommenerweise die soziale Durchlässigkeit der deutschen Gesellschaft, und dass es jede und jeder schaffen kann, wenn sie und er es nur wirklich wollen.

Botho Strauß jedenfalls hatte die Einladung zur 150-Jahrfeier meines Gymnasiums nicht angenommen. Er hatte der Kleinstadt im engen Lahntal, in der der Blumenkorso im August und das internationale Kehlkopfschentreffen im April die Highlights darstell-

ten, anscheinend für immer den Rücken gekehrt. Das erhärtete meinen Verdacht, dass ich ebenfalls so schnell wie möglich von dort weg musste.

Oft frage ich mich, woher dieses Gefühl der Bedeutsamkeit stammt und noch wichtiger, ich frage mich, ob das eine Voraussetzung dafür ist, dass man sich hinsetzt und schreibt, anstatt eben andere, spaßigere Dinge mit sofortigem Lustgewinn zu tun. Ob notwendige Voraussetzung fürs Schreiben ist, dass man glaubt, etwas Besonderes zu sagen zu haben und einen besonderen und besonders mitteilenswerten Blick auf die Welt zu werfen. Das ist natürlich höchst subjektiv, jeder Blick auf die Welt ist besonders, wir können zu meinem großen Bedauern nur erahnen, wie sehr.

Aber ich fürchte, ich muss noch einen Schritt zurückgehen. Ich denke, weshalb ich schreibe, besteht aus zwei bis drei Bedürfniskomponenten. Die erste Komponente ist sehr innerlich, dabei geht es mir darum, Gedanken, Gefühle, Beobachtungen und alles dazwischen festzuhalten, um sie besser fassen und verstehen zu können. Um sie auf diese Weise wahr werden zu lassen, vielleicht sogar, um mich selbst wahr werden zu lassen. Darauf folgt unmittelbar die zweite Komponente, das Bedürfnis, nach außen zu gehen, mich mitzuteilen und erkannt zu werden. Bei genauerer Betrachtung folgt dann noch eine dritte: Das Bedürfnis, mich mit

anderen Menschen, die mit ihren Erfahrungen an meine anknüpfen, zu verbinden, sodass die Trennung zwischen Autor- und Leserschaft in den Hintergrund und das Geteilte in den Vordergrund rückt: das gemeinsame Erlebnis, wieder etwas über uns, über das seltsame Wesen Mensch herausgefunden zu haben. Das geht mir wie eine Leuchtschrift durch den Kopf, wenn ich gute Literatur lese: Ja, genau so sind wir Menschen.

Ganz stark empfand ich das zum Beispiel beim letzten Kapitel von Rachel Cusks »In Transit«, in der die britische Autorin ein Abendessen beschreibt, scheinbar aus einer rein beobachtenden Position heraus. Wir erleben eine Gesellschaft aus Männern und Frauen sowie deren Kindern, oberflächlich gesehen einer netten Runde privilegierter Patchworkfamilien im Großraum London. Die Erzählerin schildert vermeintlich wertfrei Verhalten und Gespräche, aber es wird auf unerklärlich deprimierende Weise deutlich, wie krampfhaft beschäftigt alle damit sind, ihren Platz in dieser Gemeinschaft zu behaupten und ein Narrativ über sich selbst zu verbreiten. So sehr beschäftigt sie das, dass sie kaum in der Lage sind, auf die Bedürfnisse anderer einzugehen. Wir sehen stattdessen, wie sie andere benutzen, um ihr Narrativ zu stärken, wie sie versuchen, Macht über andere auszuüben oder sich von ihnen mit allen Mitteln von ihnen abzugrenzen. Wir sehen, wie offen oder subtil übergriffig Menschen miteinander

sind, wie sehr unsere Komplexe, Unsicherheiten oder mentalen Bedürftigkeiten uns lenken und unsere Beziehungen dominieren. Ja, genau so sind wir, denke ich, wenn ich für mich gute Literatur lese. Ich verstehe in diesem Moment Rachel Cusks Perspektive und bin um ein weiteres Steinchen im Mosaik bereichert. Das große Faszinosum Mensch hat wieder ein wenig mehr Gestalt angenommen.

Diese drei Bedürfnisse also – festhalten, mitteilen, Verbindendes erkennen – kann ich zwar isoliert betrachten, sie sind jedoch miteinander verschränkt.

Wenn mich jemand nach meinem Beruf fragt und ich sage, ich sei Schriftstellerin, dann höre ich oft: »Ich habe auch eine Idee für ein Buch im Kopf, ich muss sie nur aufschreiben.« Oder: »Ich habe so eine interessante Lebensgeschichte, die müsste ich mal aufschreiben.« Dann frage ich mich, weshalb die- oder derjenige es nicht tut. Und ob das vielleicht der einzige Unterschied ist zwischen Schriftsteller*innen und Nichtschriftsteller*innen. Bei Ersteren drängen die beschriebenen Bedürfnisse so sehr nach Befriedigung, dass sie allen Ablenkungen, die das Leben bereithält, widerstehen und sich Zeit und Raum nehmen, um zu schreiben. Wenn ich das tue, weiß ich – und das habe ich schon früh gespürt: Ich werde dafür belohnt werden. Zum Beispiel mit einem Zustand der Selbstvergessenheit.

Allein schon das empfinde ich als Geschenk. Künstlerisch tätig sein ist vermutlich der einzige nebenwirkungsfreie Weg, diesen Zustand zu erreichen. Als Nebenwirkung ließe sich höchstens der Text bezeichnen, der daraus entsteht, im Idealfall einer, der mich selbst überrascht, weil ich nicht wusste, dass ich ihn in mir trug. Und dann, in weiterer Folge, wenn ich ihn teile, werde ich mit Resonanz belohnt, vielleicht mit Anerkennung obendrein. Ja, Eitelkeit ist sicher auch im Spiel, aber Resonanz erzeugen zu wollen erscheint mir als das grundlegendere Motiv beim Schreiben, generell beim künstlerischen Schaffen oder noch genereller bei allem, was wir tun.

Ich glaube, ich muss noch einen Schritt zurückgehen. Oder eine Bewusstseinsebene tiefer. Die Kunst des Schreibens, sie erscheint mir wie eine Tiefgarage. Auf jedem Deck finden sich freie Parkplätze, auf die ich mich stellen, aussteigen und den Schlüssel einstecken könnte. Ich kann auf der obersten Ebene parken, ich kann aber ebenso gut noch eine Ebene tiefer fahren und dort findet sich ebenfalls ein passender Parkplatz, auf dem ich die Fahrt beenden könnte. Ich selbst bin gespannt, wie tief hinunter mich dieser Text führen wird. Da ich Texte auch immer als Gelegenheit sehe, etwas Neues zu erkennen, drehe ich jetzt eine weitere Runde hinab.